

## Die Welt zerfällt in Ironie



Matthias Zschokke:  
Lieber Niels.  
Göttingen: Wallstein, 2011.

Da hat sich Matthias Zschokke ja einiges herausgenommen. Auf den ersten Blick – und das stimmt eigentlich auch – liest sich «Lieber Niels» schnell, leicht, chronologisch geordnet, aber nicht thematisch sortiert. Nichts anderes war zu erwarten nach gut sieben Jahren Schriftverkehr mit Niels Höpfner, seines Zeichens ebenfalls Kommunikator. Auf den zweiten Blick bietet das Buch aber auch mehr, als erwartet werden durfte. Es ist der intime Rahmen, der einen Strom locker und schlüssig verknüpfter Gedanken erst möglich macht. Zschokke wehrt sich gegen das formale Korsett: «Der Roman», sagt er, «kommt aus einer anderen Welt, nicht aus der des Dichters oder der Dichtung.» Nichts ist ihm verhasster als Etikette. Ein in diesem Falle leichter Verzicht, der den Leser aus der Bevormundung entlässt, hinaus in eine Unmittelbarkeit, in der weder diktiert noch befolgt werden muss. Gleichzeitig aber ist die Welt dann doch nicht so flüchtig, wie man sie gerne hätte. Und so steckt Zschokke für einmal fest in der Rolle des Lehrers, der seinen Schülern Walser schmackhaft machen will – und verzweifelt feststellen muss, dass er ihnen eigentlich so gar nichts beibringen kann, zumindest nicht über das Schreibhandwerk. Neben Szenen dieser Art finden sich in der gesammelten Schreibe auch Inszenierungen Zschokkes – er in Jordanien, er in der niedlichen Schweiz, er in einer muffigen Freimaurerloge, er von Fellowship zu Fellowship tingelnd – und gar er als Tier, gehalten von dezent interessierten Kulturbeflissenen, die nicht so recht wissen, was sie von ihm halten sollen. Dazwischen immer wieder Niels, der gute Freund, eifriger Sammler, langjährige Reibefläche und letzte Instanz Zschokkes. Wenn die Welt in Ironie zusammenfällt, bleibt nur noch Niels; besonders an den Jahresenden, wenn alle Empörung und Freude kurz zur Ruhe kommt. Dieses Buch, keinesfalls also dieser «Roman», gefällt nicht nur als Lehrstück über eine vollendete Form der Freundschaft. Seine Grösse zeigt sich immer dann, wenn man über Zschokke stolpert. Genau dort also, wo dieser sich selbst und alle anderen ertappt.

vorgestellt von Ruzica Lazic, Studentin der Kommunikationswissenschaft und Anglistik, Universität Zürich

## Frischs «Stiller» eine Sekundogenitur Pirandellos?



Beatrice von Matt:  
Mein Name ist Frisch.  
Begegnungen mit dem Autor und seinem Werk.  
Zürich: Nagel & Kim che, 2011.

Beatrice von Matt hat zum 100. Geburtstag von Max Frisch eine Reihe von bereits publizierten Aufsätzen überarbeitet und in einem Sammelband neu herausgegeben. Es handelt sich dabei nicht um im engeren Sinne wissenschaftliche Abhandlungen, sondern um mit viel Einfühlungsvermögen und Wohlwollen gegenüber dem Autor gezeichnete Portraits. Sie sollen uns Frisch von seinen Anfängen bis hin zu den Involutionen des Alterswerks wieder vergegenwärtigen. Das Buch beginnt mit einer Einladung von Max Frisch an Frau von Matt in dessen Wohnung an der Stadelhoferstrasse, wo er sich angesichts seines bevorstehenden Todes von ihr persönlich verabschieden möchte. In dieser persönlichen Art und Weise hat er sich auch von anderen verabschiedet. Es endet mit einem Abschnitt über Tod und Weiterleben, worin die Autorin unter anderem auf das bekannte zwiespältige Verhältnis von Max Frisch zu Zürich und umgekehrt aufmerksam macht. Der Ursprung dieses Zwiespaltess soll auf eine Bemerkung des Inlandredaktors der NZZ Ernst Bieri zurückgehen, der in einem Leitartikel vom Mai 1945 moniert habe, das Stück «Nun singen sie wieder» relativiere die deutsche Kriegsschuld. Eine Richtigstellung von Max Frisch wurde nicht abgedruckt. Auch scheinen «manche, gerade ältere Mitbürger, noch jetzt mit Frisch zu hadern», dass er seine «hochangesehene Frau Gertrud Constanze von Meyenburg samt den drei Kindern» verlassen habe. Privates scheint also manchmal länger in der Erinnerung zu bleiben als das Œuvre.

Vieles ist an diesen Essays für Frisch-Leser bereits bekannt, bemerkenswert aber erscheint das bisher unpublizierte Kapitel 4, worin die Verfasserin Luigi Pirandellos «Mattia Pascal» als einem Vorbild des «Stiller» nachspürt. Ist das Werk, mit dem Max Frisch den Durchbruch schaffte, womöglich eine Sekundogenitur des italienischen Romans? Die Frage wird im Sinne einer «legitimen Befruchtung von Autoren durch Autoren» beantwortet.

Vorbildlich ist denn auch der respektvolle Ton, mit dem Beatrice von Matt ihrem Autor begegnet, der vielen «stummen» Schweizern und Deutschen der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts Worte für ihr Empfinden gegeben hat. Die Essays sind zudem flüssig und eingängig geschrieben; ergänzend sei hier

aber noch erwähnt, wie Leser des damaligen «Brückenbauers» anlässlich des Todes von Frisch ihm gedankt haben: ««Schon wieder die ersten Knospen...» Seit mehr als vierzig Jahren und auch diesmal wieder erlebe ich diese immer wiederkehrende Jahreszeit, den Frühling, den Sie so echt berufen, mit Ihren Worten: «Bläue schwimmt durch das spröde Gezweig, Büsche und Sträucher sind wie ein Sieb [...] Irgendwie ist es zuviel, vor allem das Zwitschern der Vögel, wenigstens riecht es nach Jauche.» Sie haben uns erlösende Worte geschenkt, dafür danke ich Ihnen.» So Elisabeth Fischer-Roy aus Zürich. Das von ihr erwähnte Zitat stammt aus dem «Tagebuch 1946–1949».

Vielleicht gehört ihm, wie auch dem zweiten «Tagebuch 1966–1971», mehr als «Stillen» die Zukunft. Es gälte also, Frisch selber wieder zu lesen und sich durch Sätze wie etwa die folgenden aus dem ersten Tagebuch erneut provozieren zu lassen: «Geld: das Gespenstische, dass sich alle damit abfinden, ob schon es ein Spuk ist, unwirklicher als alles, was wir dafür opfern. Dabei spürt fast jeder, dass das Ganze, was wir aus unseren Tagen machen, eine ungeheuerliche Schildbürgerei ist; [...]»

vorgestellt von Rafael Ferber, Professor für Philosophie,  
Universität Luzern

## Das Kosmopolitische in der Literatur



«Diskurse in die Weite.  
Kosmopolitische Räume in den Literaturen  
der Schweiz».  
Hrsg. von Martina Kamm [u. a.].  
Zürich: Seismo, 2010.

In dem Sinne variieren und bereichern die Schriftsteller, die ihrem Status nach Migranten sind, unsere nationale Identität. Nicht nur Individuen, auch Länder haben ihren Plural von Identitäten.»

Für alle Literaturliebhaber ist lesenswert, was etwa Erica Pedretti, Christina Viragh, Ilma Rakusa oder Melinda Nadj Abonji, Shootingstar des Bücherherbstes 2010, hier zu sagen haben. Und was über sie gesagt wird. Warum? Weil man profunde, oft nachdenklich stimmende Einblicke in Lebensläufe und Sprachbiographien erhält und besser versteht, wie eine bestimmte Art von Schweizer Gegenwartsliteratur, mehr noch: wie Literatur überhaupt eigentlich zustande kommt. Fragen wie «Hat die Mehrsprachigkeit einen Einfluss auf Ihre Literatur?» sind meistens nur Anlässe, um ganze Literatenwerkstätten zu öffnen. Sprache als Thema sei für ihn «immer zentral», sagt Francesco Micieli: «Ja, dass Sprache überhaupt als Auseinandersetzung vorkommt. Hingegen muss sie bei Thomas Mann nicht unbedingt vorkommen. Die Sprache. Sie ist ... Er hat sie, sie ist. Fertig.» Nichtmuttersprachler haben sie nicht, und sie sind auch nicht fertig mit ihr. Es zeigt sich, dass Kategorien wie «Fremdheit» oder «Migration» eigentlich immer als beengend und ausschliessend abgelehnt werden und sich niemand gerne zur «Migrationsliteratur» zählen möchte. Massgeblich für die Einschätzung all dieser Schriftsteller, egal woher sie kommen und wie sie sich in der Schweiz durchschlagen, sollte der genaue Blick auf die Poetik ihrer Texte sein und nicht der Blick auf ihre keineswegs nur migrantischen Mehrfachidentitäten – eine Empfehlung, der sicherlich auch viele hier nicht befragte Autoren zustimmen würden. Nicht zuletzt ist «Diskurse in die Weite» ein engagiertes Plädoyer dafür, den Blick für das Kosmopolitische in der Literatur überhaupt zu schärfen – und sich von ihrer staunenswert welthaltigen Vielfalt anregen und verführen zu lassen.

vorgestellt von Klaus Hübner, Germanist und Redaktor, München

In seinem legendären Essay «Diskurs in der Enge» (1970/73) prangerte Paul Nizon die Kunstfeindlichkeit der Eidgenossenschaft an. Er diskutierte darin die Identität spezifisch schweizerischen Literaturschaffens, fragte nach ihren Eigenschaften und den damit auftauchenden Problemen. Wie steht es um diese Identität heute? Was bedeutet sie insbesondere für Schriftsteller, die nicht im Lande geboren sind, aber in einer seiner Sprachen schreiben und das literarische Leben seit vielen Jahren mitprägen? Der Band «Diskurse in die Weite» versucht, auf diese vierzig Jahre alten Fragen vielfältige aktuelle Antworten zu geben. Hugo Loetscher, 2009 verstorben, formuliert den Gegenstand des Buches in seinem Geleitwort so: «Uns charakterisiert nicht eine allgemeingültige Identität, sondern wir sind der Schnittpunkt verschiedener und unterschiedlicher Identitäten.